

Fiona McFarlane

Nachts, wenn der Tiger kommt

Fiona McFarlane

**NACHTS,
WENN
DER TIGER
KOMMT**

Roman

Aus dem Englischen von
Brigitte Walitzek

Deutsche Verlags-Anstalt

Für meine Eltern

1

Um vier Uhr morgens wurde Ruth wach, und ihr schlaftrunkenes Hirn sagte »Tiger«. Das war nicht weiter verwunderlich; sie träumte. Aber im Haus waren tatsächlich Geräusche zu hören, und sie hörte sie jetzt, beim Aufwachen. Sie kamen aus dem Wohnzimmer auf der anderen Seite des Flurs. Irgendetwas Großes strich an ihrer Couch und ihrem Fernseher entlang, und, vermutete sie, auch an dem weizenfarbenen, verstellbaren Fernsehsessel, der sich als Ohrensessel ausgab. Andere Geräusche folgten: das Schnauben und Schnaufen eines großen Tiers; ein vibrierendes Atmen, das Größe und Entschlossenheit verriet. Unverkennbar die Geräusche eines Säugetiers, unverkennbar aus der Familie der Katzen, als seien ihre eigenen über Nacht größer geworden und schnüffelten nun mit enormen Nasen nach Futter. Aber sie spürte das Gewicht der schlafenden Tiere auf dem Laken am Fußende ihres Betts, und was sie hörte, war etwas anderes.

Lauschend blieb sie liegen. Manchmal war das Haus still, und sie hörte nur das alberne Getöse ihres eigenen, durch ihre Adern pulsierenden Blutes. Dann wieder ein fernes, leises Winseln, gefolgt von forschenden Atemzügen. Die Katzen wurden wach, reckten sich, sahen sich um, und als was immer sich im Wohnzimmer herumtrieb ein lautes Prusten ausstieß, sprangen sie vom Bett und rannten hysterisch vor Angst in den Flur, durch die Küche und durch die einen Spalt offen

stehende Hintertür ins Freie. Die plötzliche Aktivität rief im Wohnzimmer ein seltsames, ersticktes Fauchen hervor, und dieses Geräusch, gefolgt von einem lauterem Schnüffeln, bestätigte, dass es sich bei dem Eindringling um einen Tiger handelte. Einmal, im Zoo, hatte Ruth eines dieser Tiere beim Fressen gesehen, und das hatte sich genau so angehört: laut und schmatzend, begleitet von einem leisen, gutturalen Schnurren, immer wieder unterbrochen von einem kurzen, warnenden Grollen, das sich jeden Augenblick in ein Brüllen verwandeln konnte, wäre es nicht mit Fressen beschäftigt. Ja, es klang genau wie ein Tiger, der etwas Großes und Blutiges fraß, und doch war das Geräusch leer, fleischlos. Ein Tiger! Fasziniert von dieser Möglichkeit, vergaß Ruth, sich zu ängstigen, und musste sich selbst zur Angst ermahnen. Der Tiger schnüffelte noch einmal, rau, geifernd, und drehte sich auf seinen mächtigen Pranken, als wolle er sich hinlegen.

Ruth streckte eine mutige Hand in die Dunkelheit, fand das Telefon auf dem Nachttisch und drückte die Taste, die darauf programmiert war, ihren Sohn Jeffrey herbeizuzitieren, der, durch und durch vernünftig, wie er war, in diesem Augenblick ganz gewiss in seinem Haus in Neuseeland schlief. Das Telefon klingelte. Ruth hörte, wie belegt Jeffreys Stimme klang, als er sich meldete, hatte aber trotzdem kein schlechtes Gewissen.

»Ich höre Geräusche«, sagte sie mit leiser, dringlicher Stimme – einer Stimme, die sie ihm gegenüber bisher nur selten benutzt hatte.

»Was? Bist du das, Ma?« Er schüttelte den Schlaf von sich ab. Auch seine Frau würde jetzt aufwachen; sie würde sich besorgt auf die Seite rollen und das Licht einschalten.

»Ich kann einen Tiger hören. Er brüllt nicht, sondern schnauft und schnaubt nur. Es klingt, als würde er fressen, und als würde er sich sehr konzentrieren.« Sie wusste also, dass es ein männlicher Tiger war, und das war ein Trost. Ein weiblicher Tiger wäre ihr bedrohlicher vorgekommen.

Jeffreys Stimme klang jetzt schärfer. »Wie spät ist es eigentlich?«

»Hör selbst«, sagte Ruth. Sie hielt den Hörer von sich weg, in die Nacht hinein, aber dabei fühlte ihr Arm sich verletzlich an, und sie zog ihn wieder zurück. »Hast du es gehört?«

»Nein«, sagte Jeffrey. »Könnten es die Katzen sein?«

»Es ist viel größer als eine Katze. Ich meine, als eine *normale* Katze.«

»Du willst mir also wirklich sagen, dass ein – was? Dass ein *Tiger* in deinem Haus ist?«

Ruth gab keine Antwort. Sie hatte nicht gesagt, dass ein Tiger in ihrem Haus war, sondern dass sie einen *hörte*. Diese Unterscheidung kam ihr jetzt, da sie selbst wach war – und Jeffrey, und seine Frau, und inzwischen wahrscheinlich auch die Kinder –, wichtig vor.

»Ach, Ma. Es ist kein Tiger da. Entweder ist es eine Katze oder ein Traum.«

»Ich weiß«, sagte Ruth. Natürlich wusste sie, dass kein Tiger da sein konnte, war sich aber auch nicht sicher, ob das Ganze ein Traum war. Schließlich war sie wach. Und ihr Rücken tat weh, was er im Traum nie tat. In diesem Moment fiel ihr auf, dass die Geräusche verstummt waren. Sie hörte nur noch die üblichen Außengeräusche der sich brechenden Wellen.

»Möchtest du vielleicht nachsehen gehen?«, fragte Jeffrey.
»Ich bleibe solange am Telefon.« Seine Stimme verriet schick-
salsergebene Müdigkeit; Ruth vermutete, dass er seiner Frau
mit einem Kopfschütteln bei geschlossenen Augen zu verste-
hen gab, dass alles in Ordnung war, dass seine Mutter nur
einen ihrer *Momente* hatte. Als er sie vor ein paar Wochen,
zu Ostern, besucht hatte, hatte Ruth eine neue, duldsame
Wachsamkeit an ihm bemerkt, und die Angewohnheit, die
Lippen zusammenzupressen, wenn sie etwas sagte, was er
für merkwürdig hielt. Daher wusste sie – der drollige Spiegel,
der Jeffreys Gesicht war, hatte es ihr verraten –, dass sie das
Stadium erreicht hatte, in dem ihre Söhne sich ihretwegen
Sorgen machten.

»Nein, Schatz, schon in Ordnung«, sagte sie. »Es war
dumm von mir anzurufen. Tut mir leid. Schlaf weiter.«

»Bist du sicher?«, fragte Jeffrey, aber er klang benommen,
er hatte sie bereits verlassen.

Dass Jeffrey so unbesorgt war, machte sie mutig. Sie stieg
aus dem Bett und durchquerte das Zimmer, ohne Licht zu
machen, den Blick auf das Weiß ihrer Füße auf dem Tep-
pichboden gerichtet, bis sie die Schlafzimmertür erreichte.
Dort blieb sie stehen und rief »Hallo?«. Keine Antwort, aber
Ruth war sicher, im langen Flur einen pflanzlichen Geruch
wahrzunehmen. Dazu fühlte sich die Luft nach Inland an,
was nicht zu diesem Haus am Meer passte. Und die sti-
ckige Nacht war viel zu heiß für Mai. Ruth riskierte ein
zweites »Hallo?« und stellte sich dabei die Schlagzeilen vor:
»Australierin im eigenen Haus von Tiger gefressen«. Oder,
eher noch: »Tiger lässt sich Rentnerin schmecken«. Darüber
musste sie lächeln, und dann war da noch ein anderes

Gefühl, ein neues, das sie mit größerer Sorgfalt in Augenschein nahm: ein Gefühl überhöhter Bedeutsamkeit. Etwas Wichtiges, spürte Ruth, geschah mit ihr, und sie konnte nicht mit Sicherheit sagen, was es war: der Tiger oder das Gefühl von etwas Wichtigem. Beides schien zusammenzuhängen, aber das Gefühl der Bedeutsamkeit stand in keinem Verhältnis zu den tatsächlichen Ereignissen der Nacht, bei denen es sich schließlich nur um einen bösen Traum handelte, einen sinnlosen Anruf und einen kurzen Gang zur Schlafzimmertür. Sie spürte, dass etwas auf sie zukam – etwas Großes, und natürlich nichts Reales, so schlimm stand es noch nicht um sie –, sondern eine Art Form, oder zumindest eine Wärme. Es rief ein eigenartiges Brodeln in ihrer Brust hervor. Im Haus war es still. Ruth berührte ihre empfindliche Brust, machte die Schlafzimmertür zu und folgte ihren eigenen Füßen zurück zum Bett. Ihr Kopf füllte sich, veränderte sich, und verschwamm wieder. Bestimmt schläft der Tiger jetzt, dachte sie, also schlief sie ebenfalls ein und wachte erst am späten Vormittag wieder auf.

Bei Tageslicht sah das Wohnzimmer, das Ruth jetzt betrat, absolut harmlos aus. Die Möbel standen alle an ihrem üblichen Platz, zivilisiert, ordentlich, fast ängstlich auf Ruths Billigung bedacht, als hätten sie sie irgendwie verärgert und warteten nun in ihrem allerbesten Sonntagsstaat auf ihre Vergabung. Diese kriecherische Anbiederung bedrückte Ruth. Sie ging zum Fenster und zog mit dramatischer Gebärde die Spitzenvorhänge auf. Der Garten vor dem Haus sah genauso aus wie immer – die Grevilleen mussten beschnitten werden –, aber am Ende der Auffahrt, halb von den Kasuarinen verborgen, sah sie ein gelbes Taxi stehen. Es sah so

verlassen aus, so unnötig grell. Bestimmt war der Fahrer irgendwo falsch abgebogen und sie würde ihm den Weg erklären müssen; das kam an diesem verlassen scheinenden Küstenstreifen gelegentlich vor.

Noch einmal sah sich Ruth im Zimmer um. »Ha!«, rief sie, als wolle sie es herausfordern, ihr Angst zu machen. Als es das nicht tat, kehrte sie ihm fast angewidert den Rücken zu, ging in die Küche, öffnete die Fensterläden und sah aufs Meer hinaus. Es lag wartend unterhalb des Gartens, und obwohl sie nicht mehr hinuntergehen konnte – die Düne war zu steil, ihr Rücken zu unberechenbar –, fühlte sie sich auf undefinierbare Weise durch seine Gegenwart getröstet, so wie sich eine Pflanze, dachte sie, vielleicht von Mozart getröstet fühlte. Es war Flut, das Wasser schmiegte sich flach an den Strand. Die Katzen tauchten aus den Gräsern auf, mit denen die Dünen bewachsen waren, blieben in der Tür stehen, beschnüffelten mit ihren misstrauischen Nasen die Luft im Inneren des Hauses und begaben sich dann in plötzlicher, überdrüssiger Ruhe hinein. Ruth schüttelte Trockenfutter in ihre Näpfe und sah zu, wie sie ohne innezuhalten fraßen, bis alles weg war. Irgendetwas an der Art, wie sie fraßen, mutete biblisch an, hatte sie entschieden; es hatte den Charakter einer Plage.

Dann machte sie Tee. Sie setzte sich in ihren Sessel – den einzigen, den ihr Rücken über längere Zeiträume hinweg tolerierte – und aß zum Frühstück Kürbiskerne. Der Sessel war ein riesiges, hölzernes Gebilde, ein Erbstück aus der Familie ihres Mannes. Er sah aus, als sei einst ein viktorianischer Geistlicher auf seiner Kante herumgerutscht, während er seine Predigten schrieb. Aber er gab Ruths Rücken Halt,

deshalb hatte sie ihn in die Nähe des Esstischs gestellt, vor das Fenster, das auf den Garten und die Düne und den Strand hinausging. Sie setzte sich in ihren Sessel, trank ihren Tee und erforschte das neue Gefühl – das Gefühl von überhöhter Bedeutsamkeit –, das sie in der Nacht empfunden hatte und das auch jetzt noch bei ihr war. Es war definitiv traumartig; es besaß die Eigenart eines Traums, alles kleiner erscheinen zu lassen. Sie wusste, dass sie es bis zum Mittag wahrscheinlich völlig vergessen haben würde. Aber es erinnerte sie an etwas Essenzielles – nicht an die Jugend, nicht direkt, sondern an die Dringlichkeit der Jugend –, das sie nicht aufgeben wollte. Seit einiger Zeit hoffte sie, dass ihr Ende so außergewöhnlich sein würde wie ihr Beginn. Aber ihr war klar, wie unwahrscheinlich das war. Sie war Witwe, und sie lebte allein.

Die Kürbiskerne, die Ruth zum Frühstück aß, gehörten zu den wenigen Dingen, die in ihrer Speisekammer zu finden waren. Sie verteilte sie auf ihrer linken Handfläche und führte sie, immer zwei auf einmal, mit der Rechten zum Mund. Einer kam auf die linke Seite, hinter die Backenzähne, der andere auf die rechte. Bei den Tabletten, die sie täglich einnehmen musste, hielt sie es genauso; sie wirkten besser, wenn sie dabei auf eine bestimmte Weise vorging. Mithilfe dieser Symmetrien – eine Treppe musste immer mit dem linken Fuß zuerst betreten und immer mit dem rechten abgeschlossen werden – wahrte sie die Ordnung ihrer Tage. Wenn sie das Abendessen rechtzeitig zu den Sechsuhrnachten fertig hatte, würden ihre *beiden* Söhne Weihnachten nach Hause kommen. Wenn der Taxifahrer nicht an der Haustür klingelte, würde sie zwei Stunden in ihrem Sessel

sitzen bleiben dürfen. Sie sah aufs Meer hinaus und zählte die Abfolge der Wellen: Wenn es vor der nächsten großen weniger als acht kleine gab, würde sie den Sand vom Gartenweg fegen. Diesen Weg zu fegen war eine Strafe des Himmels, eine Sisyphusarbeit, deshalb stellte Ruth sich selbst Fallen, die die Angelegenheit entscheiden sollten. Sie hasste es, den Weg zu fegen, hasste alles, was derart sinnlos war; hasste es, ihr Bett zu machen, nur um es abends wieder aufzuschlagen. Vor langer Zeit hatte sie ihren beiden Söhne die Bedeutung dieser alltäglichen Verrichtungen eingeschärft und selbst fest daran geglaubt. Jetzt dachte sie: Wenn in den nächsten zehn Minuten eine einzelne Person am Strand entlanggeht, ist nachts ein Tiger in meinem Haus; wenn es zwei sind, wird er mir nichts tun; sind es drei, wird er mir den Garaus machen. Diese Möglichkeit löste einen der kurzen, unkontrollierbaren Schauer aus, von denen Ruth sich vorstellte, dass sie in ihrem Kopf begannen und ihren Körper durch die Fußsohlen wieder verließen.

»Der Winter ist fast da«, sagte sie laut, den Blick auf das immer flacher wirkende Meer gerichtet; die Ebbe hatte eingesetzt. »Der verfluchte Winter ist fast da.«

Ruth hätte gern eine andere Sprache beherrscht, um in Augenblicken übermäßiger Frustration auf sie zurückgreifen zu können. Das Hindi, das sie in ihrer Kindheit auf Fidschi gesprochen hatte, hatte sie vergessen. Seit Neuestem war das Fluchen – das sie sich auf gemäßigte, mädchenhafte Weise erlaubte – ihre andere Sprache. Sie zählte sieben kleine Wellen, was bedeutete, dass sie den Pfad fegen musste, also sagte sie »Scheiße«, rührte sich aber nicht vom Fleck. Sie hätte das Meer den ganzen Tag lang beobachten können. An diesem

Morgen wartete ein Öltanker am Rand der Welt, als sei er seit ewigen Zeiten vom Weg abgekommen, und ein Stück weiter die Bucht entlang, in der Nähe der Stadt, konnte Ruth Surfer ausmachen. Sie ritten auf Wellen, die von hier aus nur Badewannengröße hatten, eine Spielzeugdüne. Das alles war in jeder Hinsicht ganz gewöhnlich, außer dass eine große, dicke Frau aufs Haus zukam, was aussah, als sei sie vom Meer angespült worden. Sie kam die Düne hinter dem Haus heraufgestapft, einen Koffer mit sich schleppend, den sie, nachdem sie sich eine Weile damit abgemüht hatte, zwischen den Gräsern liegen ließ. Er rutschte ein Stück zurück. Nachdem sich die Frau entschlossen zum oberen Rand der Düne vorgekämpft hatte, setzte sie ihren Weg durch den Garten mit unerschütterlicher Zielstrebigkeit fort. Mit jedem Schritt füllte sie den Himmel etwas mehr aus. Ihr Umfang, der warme Ton ihrer Haut und der dunkle Glanz ihrer unverkennbar geglätteten Haare wirkten fidschianisch auf Ruth, die aus ihrem Sessel aufstand, um die Besucherin an der Küchentür zu empfangen. Ihr Rücken protestierte nicht, als sie aufstand, was sie zusammen mit der Nationalität der Frau für die Begegnung optimistisch stimmte. Sie trat in den Garten und überraschte die Besucherin, die ohne ihren Koffer wirkte, als sei sie hier gestrandet, erschöpft vom Aufstieg, angetan mit einem dünnen grauen Mantel, das dünne graue Meer im Hintergrund. Vielleicht hatte sie Schiffbruch erlitten, oder war ausgesetzt worden.

»Mrs Field! Sie sind ja doch zu Hause!«, rief sie und näherte sich Ruth mit einer unbekümmerten Energie, unter der sich der Eindruck der Schiffbrüchigkeit in Luft auflöste.

»Ja, bin ich«, sagte Ruth.

»In voller Lebensgröße«, sprach die Frau weiter und streckte Ruth beide Hände entgegen, lose übereinandergelegt, als habe sie gerade eine lästige Fliege eingefangen. Ruth blieb nichts anderes übrig, als ihre Hände ebenfalls darzubieten; sie tat es. Die Frau umschloss sie mit sicherem, festem Griff, und gemeinsam standen sie im Garten, als sei sie genau aus diesem Grund gekommen. Ruth reichte ihrer Besucherin nicht einmal bis an die Schulter.

»Sie müssen entschuldigen«, sagte diese. »Ich bin völlig fertig. Und habe mir Ihretwegen schon Sorgen gemacht. Ich habe an die Haustür geklopft, und als Sie nicht geöffnet haben, dachte ich, ich gehe hintenrum. Wenn ich nur gewusst hätte, wie steil es sein würde. Wuff!« Das Wuff klang, als imitiere sie einen nicht sehr ausdrucksstarken Hund.

»Ich habe Sie nicht klopfen gehört.«

»Nein?« Die Frau runzelte die Stirn und senkte den Blick auf ihre Hände, als hätten sie irgendwie versagt.

»Kenne ich Sie?«, erkundigte sich Ruth. Die Frage war ernst gemeint; es war durchaus möglich, dass sie sie kannte. Durchaus möglich, dass sie als kleines Mädchen auf dem Schoß von Ruths Mutter gesessen hatte. Vielleicht war die Mutter der Frau auf genau die richtige, relativ belanglose Weise krank gewesen, die sie in die Ambulanz von Ruths Vater geführt haben würde. Dort waren immer Kinder gewesen; sie spielten und alberten herum, sie liebten jeden, der ihnen über den Weg lief, und gingen mit ihren Familien wieder fort. Vielleicht kam diese Frau aus jener vergangenen Zeit, mit einer Nachricht oder einem Gruß. Aber wahrscheinlich war sie zu jung, um eins dieser Kinder gewesen zu sein – Ruth schätzte sie auf Anfang vierzig –, mit ihrem

glatten Gesicht, offensichtlich auf ihre äußere Erscheinung bedacht. Sie trug zwar kein Make-up, hatte aber diese schweren Augenlider, die immer aussehen, als seien sie in einem weichen Braun abgepudert worden.

»Oh, Entschuldigung.« Die Frau gab Ruths Hände frei und stützte sich mit einem Arm am Haus ab. »Nein, Sie kennen mich nicht die Bohne.« Dann nahm sie einen professionelleren Tonfall an. »Ich bin Frida Young, und ich bin hier, um mich um Sie zu kümmern.«

»Oh, das war mir nicht bewusst!«, rief Ruth, als hätte sie sie zu sich eingeladen und es dann völlig vergessen. Sie trat einen Schritt aus dem mächtigen Schatten der an der Wand lehrenden Frida Young heraus und erkundigte sich mit flatternder, erstaunter, fast koketter Stimme: »Brauche ich denn jemanden, der sich um mich kümmert?«

»Sagen Sie nur, Sie können keine Hilfe brauchen? Wenn jemand an meine Haustür oder vielmehr meine Hintertür gewalzt käme und mir anbieten würde, sich um mich zu kümmern, würde ich der betreffenden Person die Füße küssen.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Ruth. »Haben meine Söhne Sie geschickt?«

»Nein, der Staat«, kam es von Frida, die zuversichtlich vom Ausgang des Gesprächs überzeugt schien: Sie hatte ihre Schuhe abgestreift – Strandschuhe, aus denen sie die Schnürsenkel herausgezogen hatte – und bewegte die Zehen im sandigen Gras. »Sie haben auf unserer Warteliste gestanden, und plötzlich hat sich eine Lücke aufgetan.«

»Für was?« Das Telefon fing an zu klingeln. »Und muss ich dafür bezahlen?«, wollte Ruth wissen, verwirrt durch die sich überschneidenden Ereignisse.

»Aber nein, meine Liebe. Der Staat bezahlt. Ist das nicht wunderbar?«

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Ruth, schon auf dem Weg in die Küche. Frida folgte ihr.

Ruth hob den Hörer ab und drückte ihn ohne etwas zu sagen an ihr Ohr.

»Ma?«, fragte Jeffrey. »Ma? Bist du das?«

»Natürlich.«

»Ich wollte nur kurz hören, wie es dir geht. Mich vergebens wissen, dass du in der Nacht nicht aufgefressen worden bist.« Jeffrey lachte auf dieselbe Weise in sich hinein, wie sein Vater es in Augenblicken nachsichtiger Gereiztheit immer getan hatte.

»Das wäre nicht nötig gewesen, Schatz«, sagte Ruth. »Mir geht es gut.« Frida gestikuliert währenddessen auf eine Weise, die Ruth als Bitte um ein Glas Wasser interpretierte, und sie nickte, um zu sagen, dass sie sich gleich darum kümmern würde. »Hör zu, Schatz, ich habe gerade jemanden hier.«

Frida klapperte bereits in der Küche herum, öffnete Schränke und den Kühlschrank.

»Oh, dann will ich dich nicht länger aufhalten.«

»Nein, Jeff, ich möchte sowieso mit dir darüber reden. Sie ist eine Art Hilfe.« Ruth drehte sich zu Frida um. »Entschuldigen Sie, was genau sind Sie? Eine Pflegerin?«

»Eine Pflegerin?«, fragte Jeffrey.

»Eine staatliche Betreuerin«, sagte Frida.

Die Bezeichnung sagte Ruth mehr zu. »Sie ist eine staatliche Betreuerin, Jeff, und sie sagt, sie ist hier, um mir zu helfen.«

»Du machst Witze«, sagte Jeffrey. »Wie ist sie denn auf dich gekommen? Und was für einen Eindruck macht sie?«

»Äh, sie ist hier bei mir«, sagte Ruth.

»Gib sie mir mal.«

Ruth gab das Telefon an Frida weiter, die es gutmütig entgegennahm und sich zwischen Kinn und Schulter klemmte. Es war ein altmodisches Telefon, ein großes, schweres, sichelförmiges Ding, cremefarben, mittels einer besonders langen weißen Schnur mit der Wand verbunden, was bedeutete, dass Ruth es im ganzen Haus mit sich herumtragen konnte.

»Jeff«, sagte Frida, und Ruth konnte jetzt nur noch die leisen Konturen der Stimme ihres Sohnes hören. »Frida Young«, sagte Frida, und »natürlich«, und dann: »Ein staatliches Programm. Ihr Name stand in den Akten, und plötzlich ergab sich eine Lücke.« Es gefiel Ruth nicht, dass in der dritten Person über sie geredet wurde. Sie kam sich vor wie eine Lauscherin. »Für den Anfang eine Stunde pro Tag. Es ist eher eine Art Bewertung, einfach nur um herauszufinden, was sie braucht. Dann sehen wir weiter. Ja, ja, das lässt sich machen.« Und schließlich: »Ihre Mutter ist in guten Händen, Jeff.« Damit gab sie den Hörer an Ruth zurück.

»Hört sich doch gut an, Ma«, sagte Jeffrey. »Hört sich an, als könnte es genau das sein, was wir brauchen. Was für eine gute, was für eine ausnahmsweise mal wirklich gute Verwendung von Steuergeldern.«

»Warte mal«, sagte Ruth. Die Katzen beschnupperten neugierig Fridas Zehen.

»Aber ich möchte die Papiere sehen, in Ordnung? Ehe du irgendetwas unterschreibst. Weißt du noch, wie Dads Faxgerät funktioniert?«

»Einen Augenblick«, sagte Ruth sowohl zu Frida als auch zu Jeffrey, lief mit verschämter Hast, als müsse sie dringend auf die Toilette, ins Wohnzimmer und stellte sich ans Fenster. Das Gelb des Taxis war immer noch am Ende der Auffahrt zu sehen.

»Ich bin jetzt allein«, flüsterte sie mit gesenkter Stimme, die Lippen ans Telefon gepresst. »Und ich bin mir überhaupt nicht sicher, was ich von dieser Sache halten soll. Ich komme doch zurecht, oder?«

Es gefiel Ruth nicht, mit ihrem Sohn über diese Dinge zu reden. Es war ihr unangenehm und peinlich. Wahrscheinlich sollte sie für seine Liebe und Fürsorge dankbar sein, aber es schien ihr zu früh dafür. Sie war doch nicht alt – jedenfalls nicht zu alt, erst fünfundsiebzig. Ihre eigene Mutter war über achtzig gewesen, als sie nicht mehr allein zurechtkam. Und dass das alles ausgerechnet heute passieren musste, wo sie sich sowieso unsicher fühlte, weil sie Jeffrey mitten in der Nacht mit diesem ganzen Unsinn über einen Tiger angerufen hatte. Ob er Frida davon erzählt hatte?

»Du kommst prima zurecht«, sagte Jeffrey. Ruth zuckte innerlich zusammen, und ihr Rücken zitterte ein wenig, sodass sie die linke Hand ausstrecken musste, um sich am Fensterbrett abzustützen. Genau dasselbe hatte er bei seinem letzten Besuch gesagt, als er von Seniorenheimen und häuslicher Betreuung angefangen hatte. »Frida ist nur da, um sich ein Bild von deiner Situation zu machen. Wahrscheinlich wird sie dir einfach nur einen Teil der Hausarbeit abnehmen, und du kannst dich entspannen und das Leben genießen.«

»Sie ist übrigens aus Fidschi«, teilte Ruth ihm mit, hauptsächlich zu ihrer eigenen Beruhigung.

»Da siehst du. Da habt ihr ja schon eine Gemeinsamkeit. Und wenn du das Ganze hasst, wenn du sie nicht magst, treffen wir eben andere Vorkehrungen.«

»Ja, gut.« Ruth klang skeptischer, als sie sich fühlte, denn was Jeffrey gesagt hatte, machte ihr Mut, auch wenn ihr klar war, dass er sie bevormundete. Aber sie kannte die Grenzen ihrer Unabhängigkeit, wusste, bis wohin sie reichte, wusste auch, dass sie weder hilflos noch besonders mutig war, sondern irgendwas dazwischen. Aber sie konnte immer noch selbst über ihr Leben bestimmen.

»Ich gebe Phil Bescheid und sage ihm, dass er dich anrufen soll. Und wir reden am Sonntag weiter«, sagte Jeffrey. Der Sonntag war der Tag, an dem sie normalerweise miteinander telefonierten, immer um vier Uhr nachmittags. Eine halbe Stunde mit Jeffrey, fünfzehn Minuten mit seiner Frau, je zwei Minuten mit den Kindern. Sie hatten die Zeiten nicht bewusst festgelegt, sie hatten sich einfach so ergeben. Die Kinder hielten den Hörer immer zu dicht an den Mund. »Hallo, Nanna«, pusteten sie in ihr Ohr, und es war klar, dass sie sie fast vergessen hatten. Sie sah sie immer an Weihnachten, und sie liebten sie, und dann ging das Jahr dahin, und sie war nur noch eine anonyme Stimme, eine Handschrift auf einem Brief, bis sie das nächste Mal vor ihrer weihnachtlichen Tür standen. Drei oder vier Jahre lang hatte sich dieses Muster wiederholt, nachdem sich das erste Chaos nach dem Tod ihres Mannes gelegt hatte. Ruths jüngerer Sohn, Phillip, war anders. Wenn er anrief, redeten sie immer zwei bis drei Stunden am Stück, und er konnte sie derart zum Lachen bringen, dass sie prusten musste. Aber er rief nur alle paar Wochen an. Er sparte sich alle Einzelheiten seines

aufregenden, geschäftigen Lebens für sie auf (er arbeitete als Englischlehrer in Hongkong, hatte eigene Söhne, war geschieden, zum zweiten Mal verheiratet und liebte Windsurfen), überschüttete sie damit und verschwand dann für einen weiteren Monat in der Versenkung.

Jeffrey beendete das Gespräch so warm und herzlich, dass sich Ruth zum ersten Mal ernsthafte Sorgen über sich selbst machte. Seine Fürsorge war unwiderstehlich. Aber Ruth fürchtete sich auch ein wenig vor ihren Söhnen; fürchtete, ihre jugendliche Autorität könne sie entlarven. Gut aussehende Familien, deren Mitglieder alle aktiv und attraktiv und gesellschaftlich bewandert waren, hatten sie als junge Frau immer nervös gemacht. Und jetzt war sie die Mutter von zwei Söhnen, die ganz genauso waren. Ihre Stimmen besaßen Gewicht.

Ruth folgte der Telefonschnur zurück in die Küche, wo Frida am Tisch saß, ein Glas Wasser trank und die Zeitung von gestern las. Sie hatte ihren grauen Mantel ausgezogen, der jetzt leblos, wie etwas Zerfetztes, über der Rückenlehne eines Stuhls hing. Darunter trug sie eine weiße Hose und eine weiße Bluse; nicht direkt eine Krankenschwesternuniform, aber doch ähnlich. Eine Handtasche, die der Mantel vorher verborgen hatte, hing schräg über ihrem Oberkörper, und ihre abgestreiften Strandschuhe lagen neben der Tür. Unter dem Tisch hatte sie die Beine weit von sich gestreckt und die nackten Zehen über die unterste Sprosse des Stuhls auf der anderen Tischseite gehakt. Ihre kräftigen Arme lagen schwer auf der Zeitung. Beim Lesen huschten die unterschiedlichsten Ausdrücke über ihr breites Gesicht. Ihre Augenbrauen waren so schmal gezupft, dass sie ihr eigentlich einen Aus-

druck permanenter Überraschung hätten verleihen müssen. Stattdessen hoben sie mit ihrer perfekten Strichführung jede Regung ihres Gesichts hervor. Und dieses Gesicht war sehr ausdrucksvoll: Wäre es unbeweglich gewesen, wäre es vielleicht in seiner eigenen glatten Oberfläche versunken.

»Hören Sie sich das an«, sagte sie. »Es geht um einen Mann in Kanada, okay? Einen im Rollstuhl. Und eines Abends drehen sie ihm den Strom ab. Aus Versehen, sie haben das falsche Haus erwischt. Aber am nächsten Morgen ist er tot. Einfach erfroren.«

»Wie furchtbar«, sagte Ruth mit einem vagen Lächeln. Ihr fiel auf, dass Frida die Vokale dehnte, das »t« aber sehr prononciert aussprach. »Wirklich furchtbar. Haben Sie das Wasser gleich gefunden?«

Frida hob überrascht den Kopf. »Ich habe einfach Leitungswasser genommen«, sagte sie. »Würden Sie irgendwo wohnen wollen, wo man über Nacht erfrieren kann? Ich nicht. Hitze macht mir nichts aus, aber Kälte schon. Obwohl ich wahrscheinlich noch nie wirklich richtig gefroren habe. Wissen Sie« – sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück –, »dass ich noch nie Schnee gesehen habe? Sie?«

»Ja«, sagte Ruth. »Zweimal. In England.« Ihr Rücken machte ihr zu schaffen, aber sie bückte sich trotzdem und streckte die Hand nach einer der Katzen aus, weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte. Die Katze wich ihr aus und sprang auf Fridas Schoß. Frida sah nicht einmal hin und sagte kein Wort, aber sie streichelte die Katze gekonnt mit den Knöcheln ihrer rechten Hand. Sie trug keine Ringe.

»Er ist nett, Ihr Sohn«, sagte Frida. »Haben Sie noch mehr Kinder?«

»Nur die beiden Jungen«, sagte Ruth.

»Beide schon aus dem Nest ausgeflogen?« Frida faltete die Zeitung so zusammen, dass sie das unscharfe Gesicht des erfrorenen Kanadiers einrahmte, und schubste die Katze von ihrem Schoß.

»Schon lange«, sagte Ruth. »Sie haben eigene Kinder.«

»Dann sind Sie ja Großmutter!«, rief Frida mit blutleerer Begeisterung.

»Sie sehen also, dass ich das Alleinsein gewöhnt bin.«

Frida neigte den Kopf über den Tisch und sah auf eine Weise zu Ruth auf, dass sich jedes der braunen Augen an seine jeweilige Braue zu kuscheln schien. Eine neue Feierlichkeit hatte sie erfasst; sie schien sie von den wichtigeren Gegenständen im Raum übernommen zu haben, von der Zeitung und dem Tisch und den Sprossen von Ruths Stuhl. »Sie dürfen mich nicht als Gesellschafterin betrachten, Mrs Field«, sagte sie. »Ich bin nicht zu Ihrer Unterhaltung da. Ich komme jeden Morgen für eine Stunde, jeden Tag zur selben Zeit, mache meine Arbeit und bin wieder weg. Ohne Ausnahme. Kein Auftauchen zu jeder beliebigen Tages- oder Nachtzeit. Ich bin keine Fremde, und ich bin keine Freundin – ich bin Ihre rechte Hand. Ich bin die Hilfe, die Sie sich selbst zukommen lassen. Das hier heißt, dass Sie etwas für sich selbst tun, es heißt, dass Sie sich wichtig nehmen. Ergibt das für Sie einen Sinn? Für mich schon, Mrs Field. Für mich ergibt es absolut einen Sinn.«

»Oh«, machte Ruth, die in diesem Augenblick davon überzeugt war, dass Frida Young den Sinn in allem erkannte, alles verstand. Sie verstand – wie konnte sie? – den Besuch des Tigers, den Geruch im Flur, Fidschi natürlich, jenen selt-

samen, sicheren Ort, und den Traum von Bedeutsamkeit in der dummen Nacht.

Aber Frida brach den Bann, indem sie aufstand. Ihr massiger Körper arrangierte sich wirklich schön um sie herum; er passte zu ihr. Und ihre Stimme klang jetzt unbeschwerter, nicht mehr so angespannt, so spitz. »Lassen wir es für heute gut sein«, sagte sie. »Es ist eine Menge, was Sie da zu verdauen haben. Und meine Tasche ist noch draußen.«

Ruth folgte ihr in den Garten. »Schöner Tag«, kommentierte Frida, obwohl der Tag nichtssagend und blass war und das Meer sich dumpf an den dumpfen Strand schmiegte. Frida schenkte der Aussicht keinerlei Beachtung. Sie ging die Düne hinunter zu ihrem Koffer, die Ellbogen an die Seiten gedrückt, die Hände etwa auf Höhe ihrer Schultern, als habe sie Angst zu fallen. Beim Hinuntergehen wirkte sie anmutiger als vorhin; ihr Rücken sah so kraftvoll aus, dass Ruths Rücken anfang zu schmerzen. An ihrem Koffer angekommen, hielt Frida kurz inne, um den Sitz ihrer Haare zu überprüfen, die dunkel und im Nacken zu einem schlichten Knoten geschlungen waren. Der Koffer war schwer, aber sie redete mit Ruth, während sie ihn nach oben schleppte.

»Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen, Mrs Field«, sagte sie. Ein dünner Schweißfilm glänzte auf ihrer Stirn. »Wir werden morgen über meine Aufgaben reden. Ich koche, putze, achte darauf, dass Sie Ihre Medikamente nehmen, helfe Ihnen bei Ihren Übungen. Beim Baden? Ich könnte mir denken, dass Sie das für den Moment noch allein hibekommen. Was immer Ihnen im Augenblick schwerfällt – dafür bin ich da. Sie haben Probleme mit dem Rücken, richtig? Ich kann sehen, wie vorsichtig Sie sich bewegen. Das

müssen wir im Auge behalten. So, geschafft.« Sie hievte den Koffer über den Rand der Düne, trug ihn schlenkernd durch den Garten ins Haus und stellte ihn neben Ruths Sessel unter dem Esszimmerfenster ab.

»Was ist denn da drin?«, fragte Ruth.

»Nur ungefähr dreitausend Kilo. Ich muss mir unbedingt einen mit Rollen besorgen.« Sie versetzte dem Koffer einen Tritt. Im gleichen Augenblick ertönte vor dem Haus eine Autohupe, sodass man meinen konnte, der Koffer hätte gehupt. »Das ist für mich. Morgen früh komme ich wieder. Ist neun Uhr für Sie in Ordnung?« Sie griff sich den Mantel und sah sich nach ihren Strandschuhen um, bis Ruth auf die Stelle neben der Tür deutete, wo sie lagen. Die Autohupe ertönte noch einmal; die Katzen sprangen auf und flitzten in aufgeregten Kreisen um Fridas Füße herum. Sie bückte sich nicht, um sie zu streicheln; stattdessen sah sie sich noch einmal in Küche und Esszimmer um, als wolle sie überprüfen, ob ihr Werk gut sei, und ging wie selbstverständlich durch den Flur zur Vordertür.

»Hübsches Haus«, sagte sie, als sie die Tür öffnete. Ruth, die ihr gefolgt war, sah das Rechteck aus Licht, das von draußen hereinfiel, den Umriss Fridas in diesem Licht und, vage, die goldene Flanke eines Taxis.

»Der Koffer?«, fragte sie.

»Den lasse ich hier, wenn es Ihnen recht ist«, sagte Frida. »Wiedersehen!« Sie zog die Tür zu. Als Ruth am Wohnzimmerfenster ankam, war von Frida und dem Taxi nichts mehr zu sehen. Das Gras stand hoch im winterlichen Garten, und außer dem Meer war kein Geräusch zu hören.

2

Harry, Ruths Mann, war jeden Tag zu Fuß in die nahe gelegene Stadt gegangen, um die Zeitung zu kaufen. Er unternahm diesen Spaziergang auf den Rat seines Vaters hin, der bis weit in seine Achtziger hinein den elastischen Gang und den Blutdruck eines viel jüngeren Mannes besessen hatte. Im zweiten Jahr nach seiner Pensionierung starb Harry auf einem dieser Spaziergänge. Vom Haus aus nahm er immer den schmalen Weg (Ruth und Harry bezeichneten ihn als ihre Auffahrt), der vom Meer wegführte. Das Meer verschwand; die Luft veränderte sich unvermittelt, wurde dichter und roch nach Insekten statt nach Seetang. Der Weg war gerade breit genug für ein einzelnes Auto, und wenn Harry, ein großer Mann, die Arme ausbreitete, konnte er die hohen Gräser und die Kasuarinen zu beiden Seiten berühren. Hinter ihm lagen das Haus, die Düne, der breite Strand und die ersten Sonnenstrahlen. Er ging immer um halb sieben los, egal bei welchem Wetter. Wenn er die Küstenstraße erreichte, die den sandigen Hügel hinunterführte, auf dem sein Haus stand, hatte er seinen Rhythmus gefunden. Am Fuß dieses Hügel wartete eine kleine Bushaltestelle, die schon einmal bessere Zeiten gesehen hatte – eine Anschlagtafel, an der nur noch Fetzen hingen, eine splitternde Bank. Hier lehnte sich Harry an das schwarz-gelbe Schild mit der Aufschrift »Stopp! Bus!« und spürte die seltsame Aktivität seines Herzens. So

jedenfalls stellte Ruth es sich vor. Dann setzte er sich schräg zur Straße auf die Bank. Er trug eine hellblaue, ärmellose Daunenweste, die am Rücken ein wenig ausgebeult war, wie um einem kleinen Buckel Raum zu geben. Von hier aus konnte er die Möwen über die Flussmündung fliegen sehen, die die Straße vom Strand trennte. Er hatte diesen Strand schon als Kind geliebt.

Harrys beachtliche Größe, seine extrem aufrechte, nur durch die aufgeplusterte Daunenweste verzerrte Haltung, der gepflegte weiße Haarschopf, das auffällige Schwarz seiner Augenbrauen, die weich gewölbten Ohren, die in einem etwas seltsamen Winkel von seinem Kopf abstanden, und das ungewöhnliche Zittern seiner Hände in seinem würdevollen Schoß – all das weckte die Aufmerksamkeit einer vorbeikommenden Autofahrerin, die am Straßenrand anhielt. Die junge Frau beugte sich über den Beifahrersitz ihres Autos, kurbelte das Fenster herunter und fragte Harry mit lauter Stimme, ob alles in Ordnung sei. Nichts war in Ordnung. Harrys Brustkorb hob und senkte sich mühsam bei jedem Herzschlag, und als er sich vom Meer wendete und der Straße zuwandte, übergab er sich auf den sandigen Beton. Hinterher erinnerte sich die Fahrerin, dass Harry sich vorbeugte, um seine Kleidung nicht zu beschmutzen, dass er die linke Hand wie in femininer Überraschung auf die Rippen presste und dass er versuchte, mit dem Fuß Sand über das Erbrochene zu scharren, während sein Kopf in hilfloser Bejahung auf und ab nickte.

Das alles erzählte die Fahrerin, die Ellen Gibson hieß, Phillip und Jeffrey am Tag nach dem Tod ihres Vaters. Sie hatten sie nach Einzelheiten gefragt, und sie verhielt sich

sehr entgegenkommend. Es gab eine Redewendung, die Harry oft benutzt hatte: »Jemanden wie einen Hund in der Gosse krepieren lassen.« Er wandte den Ausspruch auf Männer an, die er nicht besonders mochte, aber zu tolerieren bereit war (gewisse Premierminister zum Beispiel). »Es gibt zwar nicht viel, was für ihn spricht, aber ich würde ihn nicht wie einen Hund in der Gosse krepieren lassen.« Diese Einstellung war Teil der weit gefassten Demokratie seines grundsätzlich toleranten Herzens. Trotz einiger Einwände seines jüngeren Bruders erzählte Jeffrey Ruth, was Ellen gesagt hatte, und Ruth liebte diese Ellen, die Harry zur Seite gestanden hatte, sodass er nicht wie ein Hund in der Gosse krepieren musste. Sie hatte ihn gehalten, als er von der Bank auf den Boden rutschte; hatte ihm immer wieder versichert, alles würde gut. Als der Krankenwagen eintraf, war er tot.

Auf Harrys Beerdigung stellten lebenswürdige Trauergäste Ruth eine kleine, tränenlose, zögerliche Frau als »die junge Samariterin« vor. Bis zu diesem Augenblick war Ellen Gibson sozusagen nur ein Name gewesen, der Menschlichkeit und Zufall verkörperte. Jetzt stand Ruth der Person gegenüber, die gesehen hatte, wie Harry starb. Sie wirkte jung, wie ein Teenager, obwohl Ruth wusste, dass sie zwei kleine Söhne hatte. Ellen wollte keinen Dank von Ruth annehmen, Ruth keine Beileidsbezeugungen von Ellen. Während rund um sie herum die Trauerfeier ihren Lauf nahm, hielten die beiden Frauen sich lange bei den Händen, als hofften sie, einander eine Liebe zu vermitteln, die durch die Kürze ihrer Bekanntschaft nicht zu rechtfertigen war.

Jetzt, nach fünf Jahren ohne Harry, war Ruth bereit, die Möglichkeit zu akzeptieren, dass gute Menschen wie aus

dem Nichts auftauchten und sie aus keinem anderen Grund in ihr Herz schlossen als dem, dass sie eben gut waren. Ellen war ein Beweis dafür, wieso nicht auch Frida Young? Ein anderer Typ Frau hätte sich vielleicht eingeredet, dass Harry – immer noch irgendwie anwesend – Frida geschickt hatte, damit sie sich um seine Frau kümmerte. Nicht so Ruth, die in Bezug auf das Leben nach dem Tod zwar vage optimistisch war, sich aber keinen großspurigen Vorstellungen darüber hingab. Ähnliche Gefühle hegte sie auch in Bezug auf den Staat und war bereit, einfach so zu akzeptieren, dass er ihr nach einem langen ehrbaren, gesetzestreuen Leben diese Frida zur Verfügung stellte. Ruth und Harry hatten nie über ihre Steuern geklagt, sondern sie immer bereitwillig gezahlt. Für Straßen! Büchereien! Schulen! Staatliche Betreuerinnen! Natürlich war es nicht Harry, der Frida geschickt hatte, aber Ruth hatte das Gefühl, dass er mit ihr einverstanden wäre. Ihre Söhne wären es, ihre Frauen ebenfalls; und auch Ellen Gibson, die gelegentlich mit einem Kuchen oder einem neu erschienenen Buch vorbeikam. Ruth hatte es gern, wenn andere mit dem, was sie tat, einverstanden waren. Ihr Wunsch nach Einverständnis war die Stütze ihres Lebens gewesen, hatte sie auf angenehme Weise gewöhnlich gemacht. Jetzt sorgte er dafür, dass sie am liebsten geflücht hätte. Aber sie wollte dieses Einverständnis trotzdem haben.

Nun, da Frida und das Taxi weg waren, hatte Ruth den Tag wieder für sich. Ach, die sanfte, verwirrende Spannweite des Tages, das Ausfüllen all dieser Mehr-oder-weniger-Stunden. Sie betrachtete Fridas Koffer, der unverfroren Platz im Esszimmer beanspruchte: ein altmodischer, cremefarbener

Koffer, ähnlich dem, den Ruth bei sich gehabt hatte, als sie 1954 nach Sydney gekommen war. Er war schwer, und abgeschlossen. Einen Moment lang fürchtete Ruth, er könne eine Bombe enthalten. Sie stieß ihn sanft mit dem Fuß an und glaubte, das Gluckern einer Flüssigkeit zu hören. Das beruhigte sie. In Erfüllung ihrer Abmachung mit der Anzahl der Wellen, die sie vom Fenster aus gesehen hatte, fegte sie den Sand vom Gartenweg, gönnte ihrem Rücken dann eine Pause und sah aufs Meer hinaus. Sie aß Sardinen auf Toast. Sie duschte lange, wozu sie sich auf den Plastikhocker setzte, den Jeffrey während seines letzten Besuchs für sie gekauft hatte.

Während sie all diese Dinge tat, dachte sie an den Tiger. Und an andere Phasen ihres Lebens, in denen sie etwas empfunden hatte, was diesem Gefühl persönlicher Bedeutsamkeit nahekam. Da war zum einen ihre missionarische Kindheit, in deren Verlauf sie immer wieder gesagt bekam, sie sei Teil eines auserwählten Volkes, einer königlichen Priesterschaft, eines Volkes, das Gott gehörte. Inzwischen betrachtete sie es als ein seltsames, von Dringlichkeit bestimmtes Leben, in dem ihr Vater die Kranken heilen und ihre Seelen retten musste und die Blumen in sinnloser Üppigkeit blühten und es zu viel von allem gab: zu viel Sonne, Grün, Liebe. Ihre Eltern hatten gute Singstimmen gehabt, und jeden Abend spielte ihre Mutter Kirchenlieder auf einem von der Feuchtigkeit in Mitleidenschaft gezogenen Klavier. Wenn Ruth die Briefe ihrer Cousinen aus Sydney las, bemitleidete sie sie wegen ihres so gewöhnlichen Lebens. Ihre eigenen Eltern waren berufen worden zu dienen, und sie war mit ihnen berufen und nach einer Fremden in einem fremden Land



Fiona McFarlane

Nachts, wenn der Tiger kommt

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-421-04607-9

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: März 2014